

(Nachdruck verboten.)

807

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Kaszussen.

Die Stadt entschlummerte, gleichwie ein Fieberkranker einschlüft.

Nur der erhellten Zäuia entstieg eine leise Unruhe.

In einem Hofe nicht weit von Abdallahs Haus wurde eine arabische Laute gestimmt. Und nun sang er.

„Hörst Du, meine Sultana, da singt er wieder,“ scholl Mabrukas leise Stimme vom Hofe herauf.

„Ich höre es.“

Sie wußte es ja im voraus, daß er singen würde. Er tat es in diesem letzten Monat immer, wenn Abdallah in der Zäuia oder sonst außer Hause war:

Meine Seele ist wie ein sturmerregtes Meer
nach jenem Blick der tiefschwarzen Augen,
Mein Herz ist tiefbetäubt in seiner Bein.
Deines Mundes Süße gleicht der der fast reifen Dattel.
Mir erging es wie ihm, der einen Panther heimtrug:
Das Tier zermalmt ihm die Knochen mit seinen Zähnen.

Liebesklagen wie immer!

Er war sich seines Schicksals bewußt, wurde aber doch nicht müde, zu singen. Und Sultana hörte ihn gern.

Mabruka hatte ausgeforscht, wer der Sänger sei.

Es war der junge Zaied ben Du-Kris, der bei jener zu Ehren Sultanas veranstalteten Fantasia verunglückte.

Sein bleiches Antlitz war so rein und edel; der Blick seiner Augen so schmerzzerfüllt. Man hätte seine Stirn küssen mögen, um ihn heiter zu stimmen.

Er hatte in der weichen Melancholie der Augen etwas von derselben Kraft wie ein anderer Mann, den sie kannte. Er hatte Augen wie Marcel.

Nun schwieg er und stimmte seine Laute in einer neuen Tonart.

Auf der erleuchteten Innenmauer der Zäuia glitten gespenstergleiche Schatten hin und her.

Der junge Zaied hub von neuem zu singen an.

„Sag mir, Sultana, warum er just singt, wenn Abdallah fort ist?“ neckte Mabruka vom Hofe herauf.

„Wst, laß uns horchen!“

Dieses zweite Lied war Kühner. Er sang von dem Wachtelkönig, dem schwachen Vöglein, das nach Glück dürstet, das es selbst nicht erreichen kann. Da setzt es sich auf den Rücken des Adlers, und der trägt es auf starken Schwingen über breite Meere zu dem Lande, wo die Sonne wohnt.

„Ach, wer doch vierzehn Jahre wäre!“ seufzte es von unten so aus tiefstem Herzen, daß Sultana lächeln mußte.

Nun war der Sänger so flug, zu verstummen. Er sang nie mehr als ein Lied oder zwei, als fürchtete er, Argwohn zu erregen.

Aber er hatte Mabruka in Stimmung verfezt.

Sie holte sich ihre heisere Lontrommel, ihre liebe Derbuka und ließ es sich nicht nehmen, selbst etwas zum Besten zu geben, da niemand anderer es tun wollte;

Da kam der Freund zu mir auf meine Kammer.

Ich zündete die Lampe an und goß Öl darauf.

Sein Haupt verbarg er mit Sadleinwand.

Ich konnte nicht sehen, weß Kind er war.

Da kam er zu meiner Hütte — gab mir acht Taler.

Roschus hatte er in der Tasche.

Rosen- und Jasminduft gab er mir.

Da kam er zu mir in meine Küche,

der dunkle, mit den pechschwarzen Augen.

Wir sind quitt.

Er biß mich in die Lippe und die Schulter.

Da kam er zu mir auf unser Dach.

Wir hatten die Dachtüre geöffnet und waren aufgestanden

Wir waren zwei Berauschte.

Ganz verwirrt ließ er mich zurück.

Da kam er zu mir in mein Haus

mit seinem breiten Säbel und zwei kleinen Pistolen.

Ein kleiner Dolch lag gezogen in seiner Hand.

Sultana lauschte dem Liede nicht. Sie kannte alle die alten Lieder Mabrukas nur zu wohl.

Sie folgte dem phantastischen Spiel der Schatten auf der beleuchteten Mauer der Zäuia.

Es wurde ein Fest dadrinnen abgehalten und die Brüder tanzten vor Abd el Kaders Angesicht.

Sie legte sich ganz zurück und faltete die Hände unter dem Nacken. Wenn sie dann die Augen aufschlug, daß die Sterne sich in ihnen spiegeln konnten, kamen die Träume herabgeschwebt wie lichte Djinnen, die sich an ihr Ohr setzten und erzählten.

Den ganzen Tag war Marcel in ihren Gedanken gewesen.

Des Morgens hatte Abdallah gesagt: „Heute abend will ich ein Fest in der Zäuia geben, damit Abd el Kader Dich segne und uns ein Kind schenke.“

„Ein Kind?“ hatte sie gefragt und ihre großen Augen auf ihn gebettet.

„Ja, Du verstehst, daß ich einen Sohn haben muß.“

Damit klopfte er ihre Wange und ging. Anderes wurde nicht gesprochen, aber als er draußen war, brach Sultana in Tränen aus.

Sie hatte begonnen, in Abdallahs Hause Frieden und Glück zu finden. Sie hatte nicht an Kinder gedacht. Sie meinte bloß, ihrem Manne in allem zur Freude zu sein. Was konnte er entbehren? Sie erriet ja seine Wünsche, ehe sie ausgesprochen waren. Kein Tag verging, wo sie nicht den Glücksglanz in seinen Augen sah.

Nun mußte er einen Sohn haben!

Das kam wie ein verstedter Vorwurf, wie ein Dolch in einem Rosenstrauch und tat dar, daß er nicht zufrieden sei.

Er konnte ja Feste in der Zäuia geben, wenn er wollte, aber warum sie verletzen, die nichts anderes auf Erden wollte als seinen Willen?

Es warf eine anstößige Unruhe in seine Seele und machte all ihr Glück zerplazen wie eine Schaumblase.

Marcel brach in ihre Gedanken ein, und zum ersten Male, seit sie verheiratet war, vertrieb sie ihn nicht.

Und wie sie dalag und in die Sterne starrte, fühlte sie es mit Beben, wie Zaied mit seinem Liede Marcel in ihrem Herzen leibhaftig erstehen gemacht hatte.

Zum ersten Male steckte ein Pfeilschneller Gedanke sein Haupt hervor: Wie, wenn er nicht gewußt, wer es gewesen, der an jenem Festabend die Arme um seinen Hals geschlungen und ihn geküßt hatte? Und in demselben Augenblicke sah sie ihn vor sich mit einem anderen Weibe in den Armen.

Sie erhob sich mit einem Ruck und strich sich über die Augen. Sie wagte es nicht, diese Gedanken zu Ende zu denken. Sie fühlte sich wie eine Verbrecherin und jagte sie in die Flucht.

Aber ihr Mund stand offen vor Schmerz.

Unten auf der weißen Mauer der Zäuia sah sie einen Schatten umherhuschen wie ein ungeheurer zappelnder Kobold, der abwechselnd wuchs und einschrumpfte.

Es war Abdallah, der vor Allahs Angesicht tanzte, vor Abd el Kader tanzte, auf daß er ihm von seinem Himmel herab einen Sohn sende.

Sultana sturzte beim Anblick dieser Gespenstergestalt und ging hinab in das Haus.

Es war vorbei — vorbei mit ihrem Glück.

16.

In den Verlauf des Oktober fiel Ramadan mit seinen dreißigtägigen Fasten, die von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang währen.

Diese Kasteiungen griffen Sultana stark an.

Regen war noch nicht gefallen und die Hitze sank nicht merklich. In den Stunden nach Mittag erreichte sie bei Scirocco noch fast vierzig Grad im Schatten. Und man durfte auch nicht einen Tropfen Wasser an die Lippen führen. Selbst das Rauchen einer Zigarette würde nach Abdallahs strenger Auffassung die ganze Buße wirkungslos gemacht haben.

Am meisten litt der Schlaf darunter; denn richtig befehen, ging das Fasten nur darauf aus, die Nacht zum Tage zu machen. Man speiste nachts mit doppeltem Appetit, bei Tage aber konnte man nicht schlafen.

Sultana sah Abdallah weniger als sonst. Denn die Ramadannächte waren eine Art Carnevalszeit mit viel Gekostigkeit und allerhand Zerstreungen.

Jeden Abend, wenn der erste Hunger gestillt war, empfing Abdallah eine Schar von Gästen in der Driba, die bis weit in die Nacht hinein sitzen blieben.

Sultana sah unterdessen schlaff und schläfrig bei Marufa in einem Zustand, der weder Schlaf noch Wachen war.

Einige Abende sandte Abdallah Längerinnen von Uled Nails zu Sultana, um sie zu erheitern. Sie ließ sich von ihnen bunte Erlebnisse erzählen; es war wie ein frischer Windstoß aus der Welt da draußen. Es gab ihr neue Kräfte und aertreute ihren Geist für mehrere Tage.

Aber eines Nachts ließ er Sultana in die Bäume laden zu einem Feste, das das zweite Opfer sein sollte, welches man Abd el Kaber brachte, auf daß er den großen Wunsch des Hauses erfüllen sollte.

Da kamen arme und kranke Frauen mit einer Schar von Kindern, die alle mit einer reichlichen Schüssel Kuskus und duftendem maurischen Kaffee bewirtet wurden; viele dieser Frauen kannte sie aus früherer Zeit, da sie sie mitunter, teils als Wittstellerinnen, teils als Dankende, aufgesucht hatten.

Dagegen sah sie zum ersten Male Frauen aus den vornehmeren Harems der Stadt. Sie hatte sich bisher noch nie vom Hause entfernt, weder eine Damenvisite abgestattet noch empfangen. Alle waren ihr daher fremd; ebenso fremd waren ihr auch teilweise ihre Gebräuche und Gewohnheiten, so daß sie wenig Lust empfand, ihre Bekanntschaft zu machen.

Und jede einzelne unterhielt sie von dem Kinde, das geboren werden sollte. Alle sprachen ihr Trost und Hoffnung zu. Viele hatten gute Ratschläge zu geben, die laut hin und her erörtert wurden.

Sie waren zum Feste geladen für ein Kind, das erst geboren werden sollte, und keine von ihnen konnte ahnen, welche Qual es für Sultana war, sie darüber sprechen zu hören.

Dafür hatte sie die Beruhigung, von Abdallah in der nächsten Zeit nichts von der Sache zu hören. Er war so ganz erfüllt von großen Dingen, daß sein Wesen kaum zu erkennen war und dieser häusliche Kammer für eine Weile vor seinen Augen in nichts zu verschrumpfen schien.

Die Hälfte des Ramadan war vergangen, als Cassa den Besuch eines merkwürdigen Mannes erhielt, der in der Bäume wohnte und allabendlich Abdallahs Gast war.

Hadj Omar Azeza war ein Taleb, ein Gelehrter, dessen Wiege in Marokkos südlichen Bergen gestanden hatte.

Sein Aussehen hätte ihm keine Freunde verschaffen können. Er war von Mittelgröße und ungewöhnlich mager. Sein unregelmäßiges Gesicht war so braun wie in Walnussfaß gegerbt und die rechte Wange von der Narbe eines schlechtgenähten Schnittes vom Mundwinkel bis zum Ohr gespalten. Seine Zähne aber waren wie zwei Perlenstränge, und er hatte zwei Fieberaugen, die stark sein mußten im Bösen wie im Guten.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seemannsleben.

Von Hans Harmening.

Bouillon mit Makl — Schildkrötensuppe

Kaviar Malosol mit Butter und Röstbrot

Krebsalat mit Spargelköpfen

Zander au four — Kalbskopf a la vinaigrette

Hamburger Klitten mit Spinat — Rauchbrust mit Schoten

Bilet mignon m. Trüffelputee — Journados Vearnaise m. franz. Bohnen

Omelette surprise

Baumtuchen mit Sahne

Satwai-Ananas-Kompott — Sawedenfrüchte m. süßiger, süßer Sahne

Ungejudertes Kompott

Schweizerkäse — Roquefort — Creme double — Käsegebäck

Frische Früchte in Eis gekühlt

Mokka.

... Mister Fred Johnson, der amerikanische Tabakkönig und Präsident der „General American Tobacco Company“, überfliegt mit gleichgültiger Miene die in der ersten Kajüte des Schnell-dampfers „Prinz Wilhelm“ ausgelegte Speisekarte. Beide Hände in den Hosentaschen, die Zigarette schief in den herabgezogenen Mundwinkel, mustert er mit kritischen Blicken die gedeckte Tafel, das schneeweiße Damasttuch, auf dem die silbernen Bestecke blitzen, die geschliffenen Kristallgläser, die mit herrlich duftenden Blumen

gefüllten Vasen. — Dann wendet er sich mit einem halb spöttischen, halb mitleidigen Lächeln dem Ausgang zu, der auf das Promenaden-deck führt. Er murmelt etwas, wie Blunder oder Armut.

Draußen lehnt er sich gelangweilt an das Geländer. Er hat kein Auge für all die Schönheit, die ihn umgibt. Er fühlt nicht die weiche Meeresbrise, die sein Gesicht umflößt und er freut sich nicht der silbernen Wellen, die auf der Oberfläche des Ozeans tanzen. Achlos gleitet sein Blick über die Frauengestalten, die in luftige Gewänder gekleidet auf den Ruhesesseln liegen. Er freut sich nicht der kleinen Mädels, die mit flatternden Röckchen und schlanken Beinen auf dem glatten Deck ein kindliches Murrett ausprobieren und ihre blonden Locken im Seewind schütteln.

Mister Johnsons Gedanken sind weit fort. In Wallstreet, an der New Yorker Börse. Mechanisch zieht er seinen goldenen Taschenschronometer. — Gleich ein Uhr. — Die Unterhandlungen mit der Brazil Tobacco Company mühten schon längst beendet sein. Wenn sie zu einem befriedigenden Schluß gekommen sind, dann steht seiner unumschränkten Herrschaft auf dem Tabakmarkt nichts mehr im Wege, und das bedeutet für ihn eine jährliche Mehreinnahme von ungefähr 800 000 Dollar.

Den Blick zu Boden gesenkt, steigt er langsam die Stufen zum obengelegenen Bootsdeck hinauf, wo sich die Station für drahtlose Telegraphie befindet.

Der Marconibeamte spaziert wie gewöhnlich vor seinem Häuschen auf und ab, die Hörmuscheln am Ohr. — „Well, Mister, noch nichts?“ — „No, Mister Johnson“, antwortet der Telegraphist, bleibt aber gleich darauf stehen und scheint gespannt zu horchen. Deutlich vernimmt er die ihm so wohlbekannten singenden Töne in der Atmosphäre; er nickt dem Amerikaner kurz zu und verschwindet in seiner Kabine, um den Apparat zur Nachrichtenaufnahme klarzustellen. Der andere wandert währenddem unruhig auf dem Deck hin und her.

Wenige Augenblicke später öffnet sich die Tür der Telefunkenstation und der Beamte überreicht Johnson einen kleinen, weißen Zettel. — „Brazil Tobacco Company im Trust, good luck Miller.“ — „All right“, murmelt der Tabakkönig, knüllt das bedeutungsvolle Papierchen zusammen, als wäre es ein abgefahrenes Trambahn-billet und läßt es achlos über Bord fallen.

Auf dem Promenadendeck läßt er sich seufzend in einen Faulenzer fallen. — „Einen Whisky-Soda“, ruft er dem Deckward zu, der sofort abläuft, um gleich darauf mit dem Gewünschten wieder zu erscheinen. — Mit langen, durstigen Zügen trinkt Fred Johnson, dann lehnt er sich zufrieden lächelnd zurück. — „Acht-hunderttausend Dollar — eigentlich ein bißchen wenig, kalkuliert er; na — in einigen Jahren würde überhaupt keine Brazil Tobacco Company mehr existieren. — — — Dann schließt er die Augen, um sich seinen Träume-reien zu überlassen.“

Vor dem Niedergang zum Heizraum sthen die Feuerleute und Kohlentrimmer. Andächtig gehen sie noch die wenigen Minuten der Ruhe, bis die Schiffsglocke achtblasen schlägt und sie wieder in den Kesselraum ruft, vor die Feuer mit ihren höllischen Glut. Das gewirkte Schweigtuch lose um den Hals geknotet, die bloßen Köpfe, die bei allen mehr oder weniger auffallende Brandwunden zeigen, in schweren, plumpen Holzpantoffeln, hocken sie eng zusammengebrängt auf dem Schugblech der Dampfheizung, die sich den Gang entlang zieht. — Flasse, magere Gestalten, denen der schwere Dienst das Mark und die Lebenskraft aus dem Körper gezogen hat. Die Gesichtsfarbe der Kernsten ist blaßblau, wie bei Leichen, die Adern an den Schläfen dick hervortretend, die Augen glanzlos und starr.

Mit einem seltsamen Gemisch von Interesse und Gleichgültigkeit beobachten sie das Treiben der Köche, die in der Kambüde der ersten Kajüte mit Braten, Suppen und Puddings herumhantieren. — Ein Steward kommt den Gang entlang gelaufen. In der einen Hand balanciert er eine silberne Schüssel mit Fruchtis, während er mit der anderen gierig von der Speise nimmt und sich freut, daß seine Passagiere alle seetrank sind und nichts von all den vielen Herrlichkeiten genießen können.

„Du, Hein! Lat mi mal probieren“, bittet der eine der Heizer. — Aber das glattrasierte Dummjungengesicht des Lakaien guckt den Proletarier so von oben herab an, antwortet gar nicht, sondern geht mit dem Tablett an den Ausgub, wo er kaltblütig die köstliche Speise in den Mübel schüttet. — „Pispottschwenker drecker“, großt der Heizer und wischt sich resigniert mit seinem armseligen, verwaschenen Schweigtuch den Mund.

Ping, ping — Ping, ping — Kirt der blecherne Ton der Glocke aus dem Maschinenraum. — Achtblasen! — Die Heizer und Trimmer erheben sich, sie recken ihre dünnen, aber sehnigen Glieder und klettern langsam die ölbeschmierten eisernen Leitern zum Maschinenraum hinab. — Ein seltsamer Ausdruck liegt auf den Gesichtern der Leute, ein Ausdruck, der zu sagen scheint: Ich ergebe mich in mein Schicksal. — Schicksal? — Nun, ja — — —

Jens Jensen war Promenadendeckmatrose geworden. Er freute sich nicht wenig über das Glück, denn nun konnte er jetzt den ganzen Tag in sauberer Kleidung gehen, brauchte sich nicht mit Farbe, Fett und Teer einzuschmugen und dann bekam er auch monatlich einen ganzen Taler mehr Heuer. Er war gerade eifrig beschäftigt, die Bootsgalgen mit einem leichten Anstrich weißer Lackfarbe zu verschönern, wobei er den Pinsel

sehr vorsichtig handhabte, damit ja kein Farbfleck auf sein schönes, blaues Matrosenhemd fiel. Er hatte ja genügend Zeit, sein Vootsmann trieb ihn zu schnellerer Arbeit an, und die Schiffsroutine verlangte von ihm in seinem jetzigen Posten keine besonderen Arbeitsleistungen, außerdem war der erste Offizier ein „seiner Kerl“, und kein „Sklaventreiber“, wie die meisten Schnelldampferoffiziere. Wenn es auch gegen Jens' grade Seemannsnatur ging, zur seemannischen Staffage auf dem Promenadendeck eines Passagierschiffes zu dienen, so freute er sich doch der angenehmen Abwechslung nach den langen Jahren, in denen er sich hungernd und darbdend auf alten Segelschiffen rumgetrieben hatte. Hier gab es doch wenigstens was zu sehen. — Jens Jensen fühlte sich sehr wohl in seiner vornehmen und eleganten Umgebung, und es machte ihm immer ein ganz besonderes Vergnügen, wenn so eine hübsche Dame ihn mal nach diesem oder jenem fragte und er ihr dann alles erklären konnte. Was das für eine Flagge sei, oder wie das und das Leuchtfeuer hieße. — Er erkannte noch nicht die Gefahr, die ihm drohte: die Gefahr, unerfüllbare Wünsche im Herzen großzuziehen. —

Während Jens mit sorgfältigen Pinselstrichen die fehlerhaften Stellen an den Rettungsbooten übermalte, wandern seine Augen unruhig nach dem jungen Weib, das in einem Deckstuhl, das bleiche Antlitz matt in die Kissen zurückgelehnt, mit tobestraurigen Augen auf das Meer blickt. Jens Jensen kennt die Dame und ihre Geschichte. Sein Freund, der Promenadenbedientewart hatte ihm gestern davon erzählt. Es war Mrs. Daisy Adams, die junge Gattin des reichen Stoffschändlers, der seine Geliebte unter dem Decknamen einer französischen Marquise an Bord mitführte. — Der junge Seemann vergißt seine Arbeit, seine blauen Augen hängen mit einem heißen Leuchten an dem lieblichen Geschöpf. Jetzt wendet die Frau ihr Gesicht dem Matrosen zu und ihre großen Kinderaugen mit dem fragenden Ausdruck fangen den mitleidigen und leidenschaftlichen Blick des jungen Menschen auf. — Erschreckt fährt Jens Jensen zusammen und pinselft mit ängstlicher Hast weiter. — Sein Herz ist schwer und ein heißes Verlangen, den süßen Frauenleib nur einen einzigen kurzen Augenblick in seinen starken Armen halten zu können, flammt in ihm auf. — Dein Wunsch soll in Erfüllung gehen, Jens; aber nicht so, wie Du es Dir denkst. —

Ein Rettungsboot treibt auf der grauen, langrollenden Dünung. Das Schicksal meldet sich nicht an. Es ist manchmal zu grausam dazu und manchmal zu mitleidig. — Durch die schummerige Morgendämmerung leuchtet eine rote Feueräule am Horizont. Der „Prinz Wilhelm“. — Mit Mühe und Not haben die Menschen sich in die Boote gerettet, um dem grauenhaften Tode des Verbrennens zu entgehen. Frauen und Kinder, teils in Balltoiletten, teils in Nachtkleidern, Männer in Arbeitsmitteln und eleganten Gesellschaftsanzügen füllen eng zusammengedrängt das Boot und starren mit entsetzten Blicken aufs Meer. Ein schwarzberuhter Heizer gibt einem Gentleman, der im durchweichten Frackanzug ermattet am Boden liegt, zu trinken. — Am Steuer sitzt Jens Jensen. In den Armen hält er ein junges Weib. Ein blaumollenes Matrosenhemd schütz ihren Körper vor der erstarrenden Kälte. —

Zwei Stunden später, als die Sonne aufgeht, naht die Rettung. Die „Britannia“ hat die Hilferufe vernommen. Weiße dicke Rauchwolken entströmen ihren Schornsteinen und die Bogen schäumen vor ihrem Bug, als sie mit voller Fahrt herandampft. Jauzend jubeln die Menschen auf; der junge Seemann am Steuer aber beugt sich zu der jungen Frau und läßt leise und andächtig ihre schwarzen Locken. — Sein Traum ist ausgeträumt. —

Die Ausstellung der Berliner Sezession.

Von Robert Breuer.

II.

Es ist immer ein Irrtum, wenn man glaubt, daß eine neue Technik eine neue Kunst bedeute. An diesem Irrtum trägt der Neo-Impressionismus, soweit er eben technisches System und nicht Anschauung und Empfindung ist. An diesem Irrtum leiden auch die Kubisten. Was sie von der bisherigen Malerei scheidet, ist nichts anderes als ein neues technisches Verfahren, außerdem eine neu Art des perspektivischen Sehens. Aber die Perspektive ist schließlich auch nichts als ein technisches Hilfsmittel; erst wenn sie sozusagen verschwindet, hilft sie die Anschauung erweitern. Auf jenen ersten Bildern des vierzehnten Jahrhunderts, auf denen die Tiefe des Raumes durch eine starr und linear eingezeichnete Perspektive erreicht wurde, fehlt die Schönheit des räumlichen Lebens, die etwa Rembrandt gibt: bei ihm wurde die perspektivische Tiefe aus einem System zu einer Empfindung. Wenn es den Kubisten gelänge, ihre theoretische Absicht, das Körperliche als eine Zusammensetzung aus Körpern oder als ein Gewirk aus Flächen (genau weiß ich es nicht) sinnlich fassbar zu machen, so hätten sie es gar nicht notwendig, um Anerkennung zu kämpfen. Mag sein, daß der Kubismus richtig ist; recht hat er erst, wenn er Temperament und Blut wird. Bis dahin brauchen wir uns feinnetwegen nicht zu beunruhigen. Die wenigen Bilder des Picaßso, die auf dieser Ausstellung hängen, sind nicht viel mehr als das Experi-

ment eines Menschen mit angebotenerem Geschmack. Picaßso und wir, seine Zuschauer, werden aufeinander warten müssen. Wir haben auch auf die Neo-Impressionisten gewartet, und bei einigen ist es nicht vergeblich gewesen. So bei Curt Hermann, von dem wir diesmal einige Erlebnisse von schöner Farbigkeit, dekorative Stilleben von nervöser Rhythmit, zu sehen bekommen. So bei Kasselberghe. In ihm lebt französische Kultur in einer müden, zugleich familiären Variante. Er gibt die Psychologie der großen Dame, zugleich in einem Milieu braver Mütterlichkeit. Die Farbe liegt über der Leinwand wie eine blühende Patina, ohne daß das Bild etwas Emailhaftes bekäme. Er liebt Grün, Grün-blau, Rotviolett und Beintrot; er wirkt aus zierlichen Floden und Funken solcher Palette etwas Textiles, zugleich etwas Metallisches. Dagegen muß die neue Art des Jan Toorop notwendig als eine peinliche Beunruhigung empfunden werden. Dieser Holländer hat früher prachtvoll gezeichnet, mit beinahe satanischem Eifer, ganz in der Art der Alten. Jetzt macht er ein Mittelstück zwischen Pointillismus und Kubismus. Er setzt, um Licht und Sonne zu schaffen, beinahe handgroße Würfel von schärfstem Gelb neben hellstes Grün und bekommt dadurch keinen anderen Eindruck als den einer schlimm vergrößerten Lithographie. Man spürt den alten Graphiker, der durch ein verkehrtes Prinzip entrentt wurde. Es gelten eben in der Kunst die Theorien und Absichten nichts und abermals nichts; alles entscheidet sich an der Kraft und an der Klarheit. Wem es daran mangelt, der bringt es nie über ein Schema und ein Rezept.

Das ist auch das Schicksal von E. R. Weiß und vielen anderen, die gleich ihm die neue Monumentalität wollen. Weiß hat einen Akt gemalt, er heißt ihn Adam und möchte, daß er die Größe eines menschlichen Symbols habe. Es kommt diese monumentale Absicht aber nicht über den Effekt eines Platates; genau so wie die Landschaften dieses Künstlers nicht an der Theaterdekoration vorüberkommen. Genau so geht es mit Röhrer; Ler macht aus Degas und Correggio eine Tapete. Er scheint aber auch seine Absichten von vornherin auf eine Tapiserie eingestellt zu haben, ein Symptom für den kunstgewerblichen Einschlag, der der neuen Monumentalkunst den Aufstieg so schwer macht. Der Kampf zwischen dem Dekorierten und dem Dekorativen, zwischen dem Ornament und dem Rhythmus kam noch nicht zum Austrag. Das können wir gleich wieder bei dem großen Bild des Kurt Tuch nachprüfen. Diese badenden Frauen möchten Gefäße und Leitlinien für musikalische Ströme sein; wir respektieren solches Streben, wir sehen aber trotzdem, daß der rechte Arm der Pinken unorganisch, wie eine Dese wirkt, daß die Beine der rechts Sitzenden schlieflos baumeln, und daß das Wasser wie Eis spiegelt. Es ist ebenso schlimm wie gut: wer das Monumentale will, muß sich (wenn auch in aller Milde) den Michelangelo als Maßstab gefallen lassen. Daumier vertritt diesen Maßstab und auch van Gogh kann an ihm gemessen werden.

Ich weiß ganz genau, daß man es für eine Dummheit, vielleicht auch für eine Frechheit achten kann, wenn ich jetzt sage, daß das Bild der Arlesienne, das ich schon neulich wie ein verzehrendes Feuer über Kaldreuth kommen ließ, ein titanisches Werk ist. Ein Werk, das den Menschen einiges Recht gibt, sich an der Göttern zu messen, um gerade so eine höchste Art des Gottesdienstes zu begehren. Was der gallische Rembrandt mit diesem Bildnis leistete, ist überwältigend. Diese Frau, die da in alltäglicher Schlichtheit vor uns sitzt, ein ungezähntes Geschöpf der Masse, wird zu einem Denkmal der Menschheit. Völlig überwunden wurde die heßende Nervosität, die den Bildern des van Gogh so oft als eine Last der Zeit anhaftet; diese Frau wuchs riesenhaft aus einer einzigen unendlichen Empfindung. Sie wurde gemalt — was will das allein heißen, in Zeiten, die hundertmal das Malen mit dem Tüfteln und Grubeln verwechseln. Und gemalt wurde auch das Stilleben, das daneben hängt; Mohn und Kornblumen in irgendeiner alten Maaßtervase. Die schwüle Melancholie des Sommers strömt uns entgegen; die sinnliche Empfindung weitet sich zum Weltgefühl. Der Geist Goethes ist über diesen Blumen und Dohmels heiße Sehnsucht. Van Gogh hat uns viel zu geben; wir dürfen zufrieden sein, daß sich so mancher Junge einiges von ihm schenken ließ.

Zu diesen gehört Franz Heckendorf. Er kam anfangs wohl von Liebermann, hat sich dann aber selber revolutioniert. Jetzt malt er gern an der Peripherie der Großstadt den stoßenden Nimm des gelagerten Kolosses. Er bringt es dabei aber noch nicht allzuweit über einen Grad unwirklicher Wildheit; doch scheinen Tendenzen zur Wandigung in diesem Jünger zu ruhen. Ein Jünger des Propheten ist auch Theo von Brodhagen. Wie er das Geäst nutzt, um die Struktur des Luftkaumes aufzupüren, das erinnert an die Leidenschaft, mit der van Gogh das Skelett der Erde erkühlte. Brodhagen weiß, daß auch die Malerei ein Gehirn braucht. Wie das gemeint ist, sieht man an dem „Biergarten“: die Sentente regiert. Die Bäume, die Tische, die Stühle, selbst das Haus, das eigentlich die Hintergrundsfläche abgibt, wirken solch Pathos der Vertikale. Das ist eine math-matische Entfaltung des Raumes, ohne daß darüber die Realität des Anschauens verloren ging. Am schönsten zeigt sich solche Wechselwirkung in der weit-horizontigen Landschaft. Da sehen wir die Sonne über die Felder laufen und spüren zugleich, wie sehr der Instinkt des Malers solcher Bewegung Motor ist. Ganz ähnlich steht es um Waldemar Böckler; auch er wurde überwältigt von den heimenden und

quellenden Kräften, die durch die Aeder und Wiesen kreisen, die in den Grasshalmen und in den Stämmen der Bäume aufsteigen. Auch Rösler sieht die Landschaft als Lebendiges; es blieb nicht der kleinste Rest vom Stilleben, alles atmet, pulst, bewegt sich. Es ist eine wehende Unruhe in dieser Natur, etwas Dampfendes, fast etwas Schreiendes; und doch steht das Bild als eine Welt groß und streng gefügt. Auch Rösler lebt von der Leidenschaft des van Gogh, er lebt sie neu. Das ist wahrhaftig keine Verkleinerung dieses Künstlers; es ist nur eine Deutung für die Notwendigkeit seines Buches und für die Dauer seines, aus der Entwicklung geborenen Daseins. Man muß sich darüber klar sein: viele von denen, die uns heute interessieren, ja fast ergreifen, werden versinken. Aber bleiben wird der Auftrieb dieser Jugend, von dem wir noch nicht einmal sagen können, wohin er eigentlich strebt. Das ist auch gleichgültig; das wird die kommende Generation wissen. Wir haben uns damit zu begnügen, die Tatsache der Bewegung zum Neuen festzustellen. Und darum, weil diese Sezessionsausstellung solche Tatsächlichkeiten klar erkennen läßt, müssen wir ihr besonders dankbar sein. Einige dieser Jungen wollen wir uns jetzt noch anschauen; wir dürfen dabei nicht vergessen, daß Jugend soviel ist wie Raftlosigkeit, Abscheu vor dem System, jähes Aufbegehren.

Max Pechstein zeigt in drei Bildern, die um einige Jahre auseinander liegen, eine energische Entwicklung vom dämonischen Naturalismus zur dekorativen Ekstase. Max Oppenheimer, der mit Virtuosität ein und ein halbes Dutzend Köpfe auf einer mittelgroßen Leinwand unterbringt, wirbt mit dem barocken Temperament des spanischen Greco um eine Architekturisierung des Bildraumes. Julius Kascin ist den Absichten nach irdischer als diese beiden; aber er ist in sich vollendeter. Dumme Leute werfen ihm vor, daß er gemeine Motive male; als ob die Ter Borch und die Vermeer nicht ständig galante Szenen aus dem Vordelleben gemalt hätten. Kascin gibt die kranke Schönheit zerlebter Körper, die bössartige Dekadenz des Geschlechtsstieres; er gibt die erotische Groteske mit der Färllichkeit des Nofoto und der Kalligraphie des Japanismus. Eine hoffnungsvolle Begabung (obgleich nicht mehr ganz jung) ist Oswald Galle; sein „Schläfer“ ist von Marées beeinflusst, aber selbständig empfunden. Juliet Brown zeigt eine Landschaft, die an Hodler denken läßt; die grüne Epidermis deckt die Bewegung der Erde, so kommt eine freie Größe in das kleine Format. Eine bewußte, mathematische Konstruktion wendet Rudolf Müller an die Darstellung einer Vereinnung. Das System der sich scheidenden Dreiecke ist freilich sehr deutlich, und es verblüfft, solch lionardeste Erinnerung in gelben Farben vorgezogen zu sehen.

Die jungen Franzosen, die man uns diesmal zeigt, und über die sich etliche Philister so sehr erregten, sind beinahe harmlos. Der Blumengarten von Baktat ist duftig und locker gemalt, das Strandbild von Marquet gibt Rotizen farbiger Pflanzerie, die Landschaft von Frieß lehrt, wie gewandt die Pariser die Größe des Cézanne liebenswürdig zu machen wissen. Noch wesentlich harmloser sind die Dänen. Selbst der eigenartigste von ihnen, Willum Jensen, der spanische Szenen in etwas erregter, leicht farikierender Art farbig zeichnet, ist kaum mehr als amüßant. Von Knud Rahn, der nordische Wasservögel belauschte, kann man sagen, daß er besser als Viljevorst ist. Und Giering, der zuweilen, so in den zitrongelben, schwarz konturierten Alken, daran denken läßt, daß Kopenhagen eine Filiale von Paris, ist noch zu ungleich, um irgendwie eine große Hoffnung zu sein. Dagegen scheint Max Neumann, ein Königsberger, eine Zukunft zu haben. Das Bild eines Schiffsbrüches, das direkt von Delacroix kommt, zeigt in seiner aus Grün-blau entwickelten Farbigkeit eine starke Tendenz zum Dramatischen. Eugène Paz macht uns wundern; seine arabische Landschaft ist eine Kreuzung von Boecklin und Pavis. Daß so etwas aus Paris kommt, erinnert an das Vergnügen, das die Franzosen jetzt an Wagner haben. Noch merkwürdiger fast ist es, wenn wir sehen, daß Klaus Richter mit einer Kreuzigung, einer Madonna und einem Selbstbildnis sich etwa zwischen italienische Frührenaissance und den Hölle-Bruegel stellt. Das scheint seltsam und ist eigentlich nur charakteristisch: die Jungen wollen zurück zur Größe im Einfachen. Daß sie dabei an die Primitiven geraten, ist nicht weniger verwunderlich als die Freude an dem Grotesken von der Art der Basserspeier, die als teuflische Untiere in den Türmen der gotischen Dome nisten. Ueberhaupt: ein gotisches Element scheint in unserer Jugend aufzuwachen, eine edlige, getrocknete Astele, eine Lust an anatomischen Ornament, dazu ein fast überzeugender Ausdruck des Horchens in das eigne Sein. Für solche Art sind die Akte des Karl Sohn ein gutes Beispiel; besser aber sieht man noch das, was hier gemeint ist, an einigen Plastiken.

Vor allem an der „Knieenden“ von Lehmbrock. Dieser langgezogene, auf ein Minimum von Tiefe gebrachte Leib erinnert zwingend an die berühmte S-Linie, an jene Gleisführung der Ekstase, die zu dem Charakter der gotischen Figur gehört. Was Lehmbrock sucht, ist eine Spiritualisierung des Körpers; eine innere Beflügelung des lastenden Materials. Wie das Mädchen den rechten Arm anhebt und den Kopf neigt, wie es das linke Knie vorsetzt und den rechten Unterschenkel, der Erde beinahe parallel, weit von sich streckt, das gibt einen äußersten Eindruck des Zerbrechlichen: ein gläsernes Gefäß für Mytherien. Gotik lebt auch in den Zügen des gewaltigen Männerhauptes, das der Belgier Minne geschaffen hat, in den knittigen Falten dieses zermürbten Antlitzes, in dem

Gesuch dieser gespannten Adern. Und daß auch Barlach's Holzplastiken den Figuren der goldenen Pforten verwandt sind, wußten wir seit langem. Er hat diesmal einen Wüstenprediger zurechtgeschnitten. Der kleine Keel sieht wie ein brennender Gelot; irgend eine morrige Wurzel scheint zum Gespenst geworden. Die Ellbogen sind an den Körper gezogen, die Unterarme fast senkrecht gehoben, und die geballten Fäuste drohen wie schlagbereite Keulen. Als sollte ein dreifaches „Wehe“ in die Schädel der Ungläubigen gehämmert werden. Die breiten Füße sind weit gewandert. Der gedrungene Rücken hebt unter der Wut der Worte, die aus dem schief gestellten Mund stoßen. Ein ironisches Besinnen in den Schauern des Fanatismus; man erinnert sich, daß in den Miniaturen der Evangelien oft genug solcher Humor der Heiligen spukt. Und nun gar die „Vision“. Unten ein Schlafender und darüber die gewaltige Erscheinung Eines, der im Sturm dahinfährt. Das ist gotische Raivität, neuertwacht in der Sehnsucht eines Zertretenen, der sich redt.

Und wenn wir nun sehen, wie dieses Sichreden und Refeln als Motiv dauernd wiederkehrt, da müssen wir notwendig die Einheit in den Plastiken dieser verschiedenen Künstler erkennen. Haller, den man einen Neu-Römer genannt hat, zeigt ein Mädchen, das sich aus dem Schlaf zum Wachen regt. Das kleine, zarte Figürchen beginnt zu atmen. Gertel sieht eine Sechszehnjährige; und wiederum spüren wir, wie das Blut die Augen aufschlägt. Auch Albigers moussierendes Mädchen hat einen Körper, der das Schwergesetz überwinden möchte. Und schließlich Kolbe's „Langende“; in dieser schönen lebensgroßen Plastik begegnet uns abermals die zärtliche, christliche Monumentalität, die sinnliche Astele der Gotik. Man fühlt die Ströme rhythmischen Lebens durch die wagerecht gestreckten, seligen Arme der Längerin wellen; es ist entzückend, wie das rechte innere Handgelenk sich herausdrängt, wie der Halsmuskel sich strafft, wie an den Schlüsselbeinen entlang die Energien sich elastisch regen. Vielleicht wandte Kolbe an diese Langende ein wenig zuviel der Virtuosität; um so ruhiger steht ein Regner, ein ragender Strich. Diese Figur hat etwas Entmaterialisiertes, sie scheint nur Gelenk und Gerüst, scheint fleischlose Stabilität und unbewegte Bemöglichkeit: Gotik.

Kleines feuilleton.

Völkerrunde.

Homöopathie bei den Naturvölkern. Die Homöopathie kann auf einen sehr alten Ursprung zurücksehen, scheint also wohl mit tief eingewurzeltten Vorstellungen des Menschen zusammenzuhängen. Nicht nur bei Völkern des Altertums, sondern auch bei vielen heute lebenden Naturvölkern lassen sich Sitten nachweisen, die auf der Anschauung beruhen, daß die Betätigung eines Organs oder einer bestimmten Eigenschaft des Menschen durch die Nahrungsaufnahme in bestimmter Weise beeinflusst werden kann. Im Grunde genommen kommt das auf dasselbe hinaus wie die Homöopathie oder wenigstens die sogenannte Organotherapie. In einer norwegischen Sage muß ein Königssohn, der durch seine Furchtsamkeit unangenehm auffiel, ein Wolfsherz verzehren, um dadurch die Kühnheit der Wolfsnatur zu erwerben. Andererseits ist bei den Dajaks von Borneo den jungen Männern verboten, Fleisch von erlegtem Wild zu essen, da sonst ihre kriegerische Tüchtigkeit leiden würde. Nur Frauen und Greise, an deren Mut weniger gelegen ist, dürfen einen Wildbraten verpeisen. Bei den Indianerstämmen in Amerika und auch bei den Eingeborenen mancher westindischen Inseln bildet der Hund eine besondere Nahrung für die Krieger, da er als ein tapferes Tier gilt. Noch weiter gehen manche Leute in Indien und auch in Korea, die zu dem gleichen Zweck das Fleisch des Tigers für eine erlesene Stärkung halten. Bei den Chinesen gilt die Galle als Sitz des Mutes, und daher wird die Gallenflüssigkeit getrunken.

Wenn von manchen Vertretern der Völkerrunde auch die Menschenfresserei im allgemeinen auf die Vorstellung zurückgeführt wird, daß die Kannibalen dadurch den Mut und die Weisheit des erschlagenen Feindes zu erwerben hoffen, so kann dieser Wahn jedenfalls nur eine Begleiterscheinung sein, da die Menschenfresserei in ihren Ursprüngen aller Wahrscheinlichkeit nach nur durch Nahrungsmangel bedingt gewesen ist und sich dann bei den niederen Stufen der menschlichen Entwicklung fortgeerbt hat. Einige Stämme in Südafrika, die sonst die Menschenfresserei aufgegeben oder nie betrieben haben, huldigen ihr in einer gewissermaßen verschämten Form. Die Wasutos verzehren von einem Feind, der sich besonders tapfer gewehrt hat, wenigstens das Herz. Andere Völker haben den Brauch, die wichtigsten Teile des Körpers zu Asche zu verbrennen und diese den jungen Männern bei der feierlichen Aufnahme in die Zahl der Erwachsenen unter einen Kuchen zu mischen. Der Glaube an eine Uebertragung tüchtiger Eigenschaften heftet sich noch bei Völkern anderer Gebiets hauptsächlich an das Herz, demnächst an die Leber, die z. B. von den Kannibalen Australiens bevorzugt wird. Auf den Philippinen, wo sich manche recht bedenkliche Sitten studieren lassen, gibt es noch jetzt Stämme, die das Blut der erlegten Feinde trinken oder andere ähnliche Bräuche haben, die dem zivilisierten Menschen noch schneulicher erscheinen würden.